GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Erinnern und Geschlecht

Penkwitt, Meike; Moos, Jennifer

2007

https://doi.org/10.25595/4330

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Penkwitt, Meike; Moos, Jennifer: *Erinnern und Geschlecht*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 13 (2007) Nr: 1, 1–24. DOI: https://doi.org/10.25595/4330.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Meike Penkwitt/Jennifer Moos

Erinnern und Geschlecht

[E]s gibt ... ebenso wenig das Gedächtnis wie die Gedächtnisforschung...[1]

Tatsächlich spielt das Thema Geschlecht in der Debatte um das Erinnern bisher eine marginale Rolle.[2]

Nicht nur Konjunktur sondern „Hochkonjunktur“[3] habe das Thema Erinnern, so schrieb Clemens Wischermann bereits vor zehn Jahren – eine Aussage, die sich unverändert auch heute noch treffen lässt. So lässt sich zum jetzigen Zeitpunkt auch die Einschätzung Aleida Assmanns, einer der profiliertesten der derzeitigen ErinnerungstheoretikerInnen, nur bestätigen, dass „[d]as Interesse am Gedächtnis (...) deutlich über die üblichen Konjunkturphasen wissenschaftlicher Modethemen“[4] hinausgehe. Innerhalb der letzten Jahrzehnte hat sich – tatsächlich – ein „neues Paradigma der Kulturwissenschaften auf[ge]baut, das die verschiedenen kulturellen Phänomene und Felder – Kunst und Literatur, Politik und Gesellschaft, Religion und Recht – in neuen Zusammenhängen sehen läßt“, wie es Jan Assmann bereits Anfang der 1990er-Jahre postulierte.[5] Ganz in diesem Sinne bezeichnet auch Aleida Assmann in einer neueren Veröffentlichung die Kategorie ‚Erinnern‘ als einen „Leitbegriff kulturwissenschaftlicher Neuorientierung“ und als ein „transdisziplinär anschlussfähige[s] Paradigma“[6].

Von einer einheitlichen Erinnerungstheorie kann aber trotzdem bisher noch nicht gesprochen werden – und die baldige Entwicklung einer solchen ist auch nicht zu erwarten.[7] Das Diskussionsfeld bleibt vielfältig.[8] Konsens scheint derzeit lediglich über den konstruktiven Charakter des Erinnerns sowie über dessen Gegenwartsbezogenheit zu bestehen,[9] während der Vergangenheitsbezug des Erinnerns paradoxerweise eher in den Hintergrund tritt. Sabine Lucia Müller und Anja Schwarz schließen an diesen ‚Minimal-Konsens‘[10] „polemisch noch eine dritte Dimension an[ ]: die *gender*-Blindheit“[11].

Wird die Kategorie ‚*gender*' bei der Analyse der Gegenstandsbereiches ‚Erinnern/Gedächtnis (und Vergessen)' mit hinzu genommen, wird das Diskussionsfeld beinahe noch vielfältiger. Umgekehrt proportional zu dieser inhaltlichen Heterogenität, ist allerdings die Intensität, mit der der Konnex von Erinnern und Geschlecht oder auch das Erinnern unter einer *gender*-Perspektive diskutiert werden, insbesondere im Rahmen der Erinnerungsdebatte. Im *gender*-Kontext spielen Erinnerung und Gedächtnis jedoch durchaus immer wieder eine wichtige Rolle. Ein konsistenter Diskussionszusammenhang zum Konnex von Erinnern und Geschlecht konnte sich aber auch hier bisher noch nicht entwickeln.

Dieses Desiderat erscheint umso erstaunlicher, betrachtet man die Gemeinsamkeiten beider Forschungsfelder, auf die auch bereits in „Erinnern und Geschlecht, Band I" eingegangen wurde. Erinnern sowie Geschlecht werden in den aktuellen Forschungsdebatten beide sowohl als ‚Konstruktionen' betrachtet, wie auch als ‚performative Prozesse' beschrieben. So ließe sich in Anlehnung an das im *gender*-Kontext verwendete ‚*doing gender*' analog von einem ‚*doing memory*' sprechen. Da individuelles Erinnern durch bestimmte Diskurse und Gattungsmuster, die ihrerseits „geschlechtsspezifisch ‚aufgeladen'"[12] sind, vorgeformt ist, wie Astrid Erll und Klaudia Seibel in ihrer literaturwissenschaftlichen Analyse zeigen, findet dieses spezifische Erinnern immer schon im (kulturell vorgegebenen) Rahmen des kollektiven Gedächtnisses statt. Das kollektive Gedächtnis prägt aber nicht nur das individuelle Gedächtnis, sondern wird gleichzeitig auch erst durch konkrete Erinnerungsakte, eben durch *doing memory*, hervorgebracht. Für die Intelligibilität des Geschlechtskörpers im Rahmen der heterosexuellen Matrix lässt sich, wie im *gender*-Kontext seit einigen Jahren üblich, ein *doing gender* konstatieren. Vor diesem Hintergrund ist eine der im Konnex ‚Erinnern und Geschlecht' sicherlich spannendsten Fragestellungen die danach, was wohl geschieht, wenn Erinnern in bewusster Abgrenzung gegenüber „der traditionellen Geformtheit von (geschlechtstypischen) Erinnerungen im Rahmen etablierter … Gattungen"[13] stattfindet.

Erst in der letzten Zeit gibt es auch im deutschsprachigen Bereich einige umfangreichere und ‚allgemeinere' Veröffentlichungen, die das Thema ‚Erinnern und Geschlecht' thematisieren, d.h. Buchpublikationen, die z.B. nicht auf die Thematisierung von Erinnerung bei einer einzelnen Autorin fokussieren. Zu nennen ist so u.a. der von Insa Eschebach und Silke Wenk herausgegebene Sammelband *Gedächtnis und Geschlecht*,[14] der allerdings, wie bereits der Untertitel deutlich macht, das Thema ‚Gedächtnis und Geschlecht' auf „Deutungsmuster und Darstellungen des Nationalsozialistischen Genozids" beschränkt.[15] Einen etwas weiteren Blickwinkel nimmt das Themenheft *Gender Memory* der Zeitschrift *Frauen Kunst Wissenschaft*[16] sowie die in Ausgabe 18 von *Quer*elles. *Jahrbuch für Frauenforschung 2008* ein, die im nächsten Frühjahr erscheinen wird und auf die Tagung „(Kontingente) Iterationen: performative Entsprechungen von Gedächtnis und Ge-

schlecht“ zurückgeht, die im vergangenen Herbst an der Freien Universität Berlin stattfand.[17]

Um einen besonders interessanten Beitrag zum Zusammenhang von Erinnern und Geschlecht handelt es sich bei dem Aufsatz von Aleida Assmann, der in unserem ersten Erinnerungsband erschienen ist:[18] Assmann führt hier die für die Frauen- und Geschlechterforschung zentrale Beobachtung, dass (reale) Frauen und ihre Leistungen historisch gesehen systematisch aus dem kulturellen Gedächtnis ausgeschlossen worden sind, mit der an unterschiedlichen Stellen auftauchenden These zusammen, dass Frauen in der Regel diejenigen seien, die erinnerten. Diese beiden Aussagen verknüpft Assmann zu einem ‚Überkreuz-Schema‘: Frauen seien Subjekte, aber nicht Objekte des Erinnerns; Männer Subjekte – und nicht Objekte – des Vergessens. Diese schematische Aufstellung kann als Vorlage betrachtet werden, die zum Ausgangspunkt für weitere Forschungsarbeiten genommen werden könnte.

Verband das Thema ‚Autobiografie‘, ‚autobiografisches Schreiben‘ und ‚autobiografisches Gedächtnis‘ die Mehrzahl der Texte des ersten Bandes, so spielen in den Aufsätzen des vorliegenden Bandes die Themen ‚Geschichte‘ und ‚Traumata‘ immer wieder eine zentrale Rolle.[19] Die Diskussionen um Traumata sowie ‚Erinnern und Geschichte‘ sind deshalb – vor der Vorstellung der einzelnen in diesem Band publizierten Aufsätze – im Folgenden zunächst Gegenstand.

Erinnern und Geschichte

> *Postmoderne Theorien haben die Vorstellung, Geschichtswissenschaftler könnten objektive und exakte Beschreibungen vergangener Ereignisse liefern, gründlich untergraben. Sie legen vielmehr nahe, daß die Entdeckung der faktengetreuen Wahrheit über historische Ereignisse ein höchst problematisches Anliegen ist, weil die Erkenntnisbildung stets von den Werten und Vorhaben des Forschers abhängig bleibt.*[20]

In der aktuellen Erinnerungsdebatte wird von Geschichtsschreibung immer wieder als einem (kollektiven) Erinnern gesprochen, während an anderer Stelle ErinnerungstheoretikerInnen diese ‚Gleichsetzung von Erinnern und Geschichte‘ scharf kritisieren. So spricht z.B. Peter Burke in einem oft zitierten Aufsatz von „Geschichte als sozialem Gedächtnis“ [21], während der Historiker Jaques Le Goff für eine befürchtete ‚Gleichsetzung von Erinnerung und Geschichte‘ „[n]aive Tendenzen“ verantwortlich macht.[22]

Die Frage nach einer prinzipiellen Gleichsetzbarkeit von Erinnern und Geschichte oder auch der Notwendigkeit die beiden Kategorien gegeneinander abzugrenzen, stellt unseres Erachtens jedoch ein grundlegendes Missverständnis dar,

das letztlich den Charakter von Sprache und von Kategorien als solchen betrifft: Fruchtbarer als der Versuch herauszufinden, ob Erinnern und Geschichte prinzipiell miteinander gleichgesetzt werden können (oder auch nicht) ist die Frage danach, welche Aspekte der Phänomene Erinnern und Geschichte durch die Gleichsetzung mit- oder auch die Abgrenzung der Kategorien gegeneinander jeweils profiliert werden.

Aleida Assmann stellt in *Erinnerungsräume*[23] das von den Erinnerungstheoretikern Friedrich Nietzsche, Maurice Halbwachs und Pierre Nora jeweils entworfene Verhältnis von Erinnern und Gedächtnis nebeneinander[24]: Alle drei Theoretiker grenzen Erinnern und Gedächtnis gegeneinander ab, jedoch auf unterschiedliche Weise, und „das eine ist" dabei, so Assmann, „immer das, was das andere nicht ist"[25].

So stellt der Kulturkritiker Friedrich Nietzsche in seiner frühen Schrift *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*[26] lebensdienliches Erinnern und lebensfremde Geschichte geradezu polemisch gegeneinander. Wie Assmann herausarbeitet, steht für Nietzsche dabei „Geschichte [paradoxerweise, M.P.] vorwiegend für ‚Erinnern' und für Gedächtnis ‚Vergessen'"[27]. Nietzsche sehe die seiner Ansicht nach notwendige ‚Horizontbildung' des kulturellen Gedächtnisses, die sich durch eine Begrenzung und Beschränkung auf das Wesentliche ergäbe, durch eine ständig weiterwuchernde Wissensvermehrung bedroht.

Bei Maurice Halbwachs schließen Geschichte und kollektives Gedächtnis trotz klarer Abgrenzung direkt aneinander an. Das Entscheidende für den empirischen Soziologen, auf den der Begriff des ‚kollektiven Gedächtnisses' zurückgeht, ist einerseits die identitätssichernde Funktion, die das (miteinander) geteilte Gedächtnis für eine Gruppe spielt, andererseits die Matrixfunktion, die dieses gemeinsame Gedächtnis für das Erinnern der Einzelnen spielt. Für Halbwachs existiert das kollektive Gedächtnis dabei stets im Plural, während er noch von *einer* Geschichte ausgeht.

Für den Historiker Pierre Nora schließlich stehen, wie Assmann ausführt „[l]ebendiges (Gruppen-)Gedächtnis und analytische Geschichtsschreibung (...) in einem Kampf, der, wie er meint, immer im Zuge der Modernisierung, unweigerlich zuungunsten des Gedächtnisses ausgeht"[28].

Wird keine Abgrenzung der Kategorien oder auch Phänomene Erinnern und Geschichtsschreibung gegeneinander vorgenommen, sondern stattdessen eine ‚Gleichsetzung', so wird dadurch hervorgehoben, dass auch Geschichtsschreibung immer auf eine Deutungsgemeinschaft zurückgeht, deren Gedächtnis sie gewissermaßen darstellt. Der oft mit der Vergangenheitsdeutung verbundene Legitimationsanspruch für eine Gemeinschaft wird hervorgehoben, wie es z.B. für die religiöse Memoria des Mittelalters bezeichnend war, aber auch heute noch immer einen wichtigen nun säkularisierten Aspekt von Geschichtsschreibung darstellt. Der Objektivitätsanspruch der ‚kritischen Geschichtsschreibung' wird durch die ‚Gleichsetzung'

als Positivismus entlarvt, deren Abgrenzungsversuche gegen ein ‚legitimatorisches Gedächtnis' werden in Frage gestellt. So besteht im *gender*-Kontext innerhalb fast aller Disziplinen ein wichtiger Aspekt darin, herauszuarbeiten, dass es sich bei der angeblich geschlechtsneutralen (Fach-)Geschichtsschreibung um den durchaus auch identitätsstiftenden Entwurf einer (männlichen) Deutungsgemeinschaft handelt.

Traumata als (Nicht-)Erinnerungen oder: Der Tanz der Hysterikerin um die Krypta

> *Womit die Rede vom Trauma selbst Signaturen des Traumatischen trägt: einer Sprache der Erinnerung, die sich auf ein vergessenes Ereignis bezieht, das in ihr verborgen und verschlossen bleibt, während sich deren Ökonomie und Bewegung doch weiterhin von ihm herschreibt und fortzeugt.*[29]

> *Zugespitzt lässt sich sagen, daß Dora im Zuge des poststrukturalistischen Paradigmenwechsels Nora in der Rolle der feministischen Vorbildfunktion abgelöst hat – ein Wandel, der auf den ersten Blick schwer nachvollziehbar ist.*[30]

Einen ähnlichen Boom wie das Forschungsfeld ‚Erinnern/Gedächtnis und Vergessen' erlebt nun ebenfalls bereits seit einigen Jahren der Terminus ‚Trauma', dabei wird dieser zum einen als eine (besonders interessante) Unterkategorie im übergreifenden Kontext der Erinnerungsdiskussion gehandelt. Daneben kann die Debatte um Traumata aber durchaus auch als ein eigenständiger Diskussionszusammenhang betrachtet werden, der (zumindest) nicht (vollständig) in der Erinnerungsdebatte aufgeht, insbesondere im Rahmen der Kulturwissenschaften.

Eine Ursache dafür ist sicherlich u.a. der paradoxe Charakter von Traumata, bzw. deren paradoxe Konzeptualisierung im Theorie-Kontext: Einerseits werden Traumata als *die* Erinnerungen *par excellence* gehandelt, indem sie als diejenigen unter den ansonsten als extrem flüchtig und unzuverlässig[31] charakterisierten Gedächtnisleistungen verstanden werden, die am ehesten noch einen stabilen Vergangenheitsbezug gewährleisten. Sie werden deshalb in der Erinnerungsdebatte oftmals regelrecht als letzte Enklave authentischer Erinnerungen gefeiert. Andererseits werden Traumata streng genommen aber eher als ein Nicht-Erinnern konzipiert. So sei bei einem Trauma zwar nicht strittig, dass da ‚etwas ist', dass in der Vergangenheit ‚etwas war' – um was es sich dabei aber genau handelt, entzieht sich: Traumata zeichnen sich gerade durch die Nicht-Erinnerbarkeit der zugrunde liegenden Erlebnisse aus. Ganz in diesem Sinne spricht Aleida Assmann, vom Trauma als einer „in den Körper eingelagerte[n] Erinnerung, die vom Bewußtsein gänzlich abgeschnitten ist", oder auch als „eine[r] körperlich eingekapselte[n] Erfahrung ..., die sich in Symptomen ausdrückt und einer rückholenden Erinnerung versperrt."[32] Beim Trauma handele es sich, so Assmann, um eine körperliche Einschreibung, „die der Überführung in Sprache und Reflexion unzugänglich ist und deshalb nicht den Status von Erinnerungen gewinnen kann".[33]

Traumata werden als nicht Fassbares, als nicht Integrierbares, als Fremdkörper verstanden. Wenn unsere Identität, wie auch in der Erinnerungsdiskussion wiederholt angeführt, letzten Endes von unseren Erinnerungen ausgemacht wird und die authentische Erinnerung im Trauma besteht, macht paradoxerweise gerade dieser Fremdkörper Trauma unsere Identität aus, obwohl er in diese doch eigentlich gerade nicht integrierbar ist, sondern sie sogar bedroht: Im Innersten des Eigenen findet sich das nicht integrierbare Fremde. Diese Folgerung könnte als eine Erklärung für den prekären Status der Identität verstanden werden. Das Trauma ist gleichzeitig das ‚Andere der Erinnerung' und die ‚einzig wahre Erinnerung', sie ist zugleich ihr Kernstück und ihr ‚Supplement' (im Sinne Derridas). Es ist gleichzeitig Stabilisator und Destabilisator: Es fixiert authentische Erinnerungen und zerstört das ‚heroische Gedächtnis' und damit ein konsistentes Subjektivitätsgefüge. In diesem Sinne kann es als geradezu ‚*queer*' verstanden werden, da der *queer theory* zufolge nicht länger von stabilen Identitäten, von in sich geschlossenen Subjektgefügen und widerspruchslosen Performances ausgegangen werden kann.

Ähnliche Vorstellungen wie mit dieser queeren Nicht-Subjektposition sind mit der feministischen Konzeptualisierung ‚der Hysterikerin' verknüpft, die (vor allem im Zusammenhang der ‚*écriture féminine*'[34]) als „emblematische[ ] Figur weiblichen Protests"[35] eine prominente Rolle spielt. Der enge Konnex von Traumata und Hysterie geht auf Sigmund Freud zurück, der in Traumata die Ursache für die um 1900 grassierende ‚Frauenkrankheit' Hysterie ausmachte. In der Diskussion um die Hysterie wird – dem paradoxen Charakter des traumatischen (Nicht-)Erinnerns entsprechend – diese zum einen als um das Trauma kreisend, zum anderen aber als auf nichts verweisend verstanden, weshalb Elisabeth Bronfen, in Bezugnahme auf Shakespeare, auch von „viel Lärm um nichts" spricht.[36]

In der Genderforschung wird ‚die Hysterikerin' nicht in erster Linie als Leidende wahrgenommen. Stattdessen arbeiteten u.a. Hélène Cixous und Luce Irigaray ihr subversives Potential in Bezug auf die hegemoniale Geschlechterordnung heraus. Das hysterische „Nicht-Subjekt"[37] wurde dabei geradezu zu einem Vorbild für „eine Dekonstruktion des erstarrten phallogozentrischen Bedeutungssystems".[38] Die nicht-identische Identität der (post-traumatischen) Hysterikerin wurde damit entgegen ihrer (Ab-)Wertung durch die als ‚patriarchal' kritisierte Medizin ins Positive gewendet: Der mit ‚Weiblichkeit' verbundenen marginalisierten (Nicht-)Subjektposition komme subversive Kraft zu – ganz ähnlich, wie es heute im *queer*-Zusammenhang bezüglich der ebenfalls marginalisierten queeren (Nicht-)Subjektpositionen diskutiert wird. Weitere Parallelen ergeben sich bei einem Vergleich des die symbolische Ordnung destabilisierenden mimetischen Körperdiskurses der Hysterikerin mit den *gender performances* aus dem *queer*-Zusammenhang, denen in der aktuellen Diskussion das Vermögen zugesprochen wird, die hegemoniale Geschlechterordnung zu destabilisieren.

Werden im kulturwissenschaftlichen *gender*-Kontext Traumata in erster Linie ausgehend von fiktiven Frauen zum Thema gemacht, so geht es im Bereich von Psychologie und Sozialwissenschaften (und darüber hinaus auch im außeruniversitären Kontext) auch in der Debatte um sexuellen Missbrauch und Vergewaltigungen immer wieder um Traumata.[39] Vor dem Hintergrund dieses Diskussionszusammenhangs erscheinen die postrukturalistischen Konzeptualisierungen von Traumata manchmal geradezu als Romantisierung – oder auch als eine Art ‚Auratisierung'.

Kritisch lässt sich auch fragen, ob die Einführung der Kategorie ‚Trauma' im Rahmen der konstruktivistisch geprägten Erinnerungsdiskussion letzten Endes nicht als ein (verzweifelter) Versuch verstanden werden muss, zwischen den ‚gleitenden Signifikanten' der poststrukuralistischen Theorie etc. doch noch einen letzen sicheren Halt zu finden: Mit den Traumata wird dem Vergangenheitsbezug, der in der Erinnerungsdiskussion grundsätzlich als problematisch verstanden wird und oftmals (durch die Betonung der Gegenwartsbezogenheit und des konstruktiven Charakters) eher in den Hintergrund getreten ist, ein (theoretischer) Ort zugewiesen, der, wenn auch eingeschränkt, die Rede von einem unverfälschten oder auch authentischen Erinnern ermöglicht. So spricht der amerikanische Kunsttheoretiker Hal Foster in Bezug auf Traumata (im Anschluss an Lacan) von einer „Wiederkehr des Realen".[40] Bei einem genaueren Blick auf Fosters Ausführungen fällt jedoch auf, dass das Reale oder auch Authentische des von ihm thematisierten Vergangenheitsbezuges nicht in einer zuverlässigen Präsentation des Gewesenen, sondern statt dessen in einer der Heftigkeit des Eindrucks entsprechenden Intensität der Affekte liegt.

Wie bereits angedeutet, begegnen uns die oben dargestellten Themen ‚Geschichte' und ‚Traumata' in Verbindung mit ‚Erinnern/Gedächtnis (und Vergessen)' sowie mit der für diesen Band zentralen Kategorie Geschlecht in den vorliegenden Aufsätzen in zahlreichen Facetten, in die durch die folgenden Abstracts kurz eingeführt werden soll. Die in „Erinnern und Geschlecht" (Band II) versammelten Beiträge führen aktuelle Debatten aus den Geschichts-, Literatur- und Kulturwissenschaften zusammen sowie aus der Soziologie, den Film-, Medien- und Kognitions- bzw. Neurowissenschaften. Abgerundet wird der Aufsatzteil des Bandes durch einen literarischen Beitrag der Autorin Erica Pedretti.

Ging es der im Zuge der neuen Frauenbewegung zunehmend etablierten geschichtswissenschaftlichen Frauenforschung zunächst darum, Ausnahmefrauen der Vergangenheit als Akteurinnen zum Gegenstand zu machen und schon bald auch die jeweiligen Lebenswelten ‚ganz gewöhnlicher Frauen', ist es das Ziel der Freiburger Historikerin **Sylvia Paletschek** durch ihren Beitrag „Frauen wieder in die *Geschichte der Historiografie* hinein[zu]schreiben" (Hervorhebung M.P.) und somit die Leistungen von Frauen für die Geschichtsschreibung sichtbar zu machen.

Die zentrale Frage für Paletschek ist dabei „Warum werden Historikerinnen in der Historiografiegeschichte bisher kaum erinnert?“ Als entscheidende Gründe dafür führt sie u.a. den Zeitpunkt und den Ort der Herausbildung der modernen wissenschaftlichen Geschichtsschreibung an: Ende des 18. Jahrhunderts handelte es sich bei den Universitäten um einen exklusiv männlichen Raum, was dazu führte, dass (nicht nur) die geschichtswissenschaftlichen Themen „eng mit männlichen Handlungsräumen und Imaginationen verwoben“ waren. Ein anderer Aspekt, den Paletschek aufzeigt, ist der mit der universitären ‚Professionalisierung‘ der Geschichtswissenschaft verbundene Ausschluss der außeruniversitären populären Geschichtsschreibung so genannter ‚AmateurInnen‘ insbesondere aus der deutschen Historiografietradition, der viele historisch forschende Frauen zuzuordnen waren. Wie Paletschek betont, besteht die „männliche Imprägnierung“ der Geschichtswissenschaft noch heute, da Frauen erst im Laufe des 20. Jahrhunderts nach und nach einzelne Universitätsprofessuren besetzen konnten. Entsprechend macht Paletschek die „Entstehung der modernen Geschichtswissenschaft“, „die ersten Historikerinnen an Universitäten im 20. Jahrhundert“ und schließlich „die [heutige] Situation von Frauen in der deutschen Geschichtswissenschaft“ zu Schwerpunkten ihres Aufsatzes.

Ein interessantes Detail, das dabei ins Auge fällt, ist der Konnex zwischen *Gender* und *Genre*: So waren (im Mittelalter und der Frühen Neuzeit) „Stiftungs-, Heils- und Familiengeschichten ... bevorzugte Formen der Geschichtsschreibung von Frauen“ – Formen, die mit der modernen Geschichtsschreibung in den Hintergrund traten. Und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts waren es Frauen, die „sich stärker und früher der neuen [zunächst] noch randständigen Richtung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte [öffneten]“.

„Dass viele der in ihrer Zeit durchaus bekannten Geschichtsschreiberinnen vergessen wurden“, deutet Paletschek als Hinweis darauf, „dass selbst das in der jeweiligen Zeit herausgehobene nicht automatisch tradiert wird“ und letztlich auf eine ‚Gemachtheit‘ von Geschichte. In diesem Sinne schließt sie ihre Ausführungen mit folgender Überlegung ab, die zugleich einen Appell darstellt:

> Es gilt auch nach Wegen zu suchen, die Historikerinnen und ihre Werke ebenso wie weibliche Erinnerungspolitik und Versuche einer feministischen Traditionsstiftung, die es nicht erst seit der neuen Frauenbewegung der 1970er Jahre gibt, im Gedächtnis festzuhalten.

Im Aufsatz der aus der Anglistik stammenden Freiburger Erzähltheoretikerin **Monika Fludernik** steht das geradezu klassische Thema der Frauen- und Geschlechterforschung im Zentrum der Aufmerksamkeit: ‚Prozesse der Kanonisierung und Dekanonisierung‘, die deshalb auch bereits in der Einleitung des ersten Erinnerungsbandes angesprochen worden sind. In Fluderniks Aufsatz geht es dabei um den Bereich der Belletristik.

Einleitend geht Fludernik zunächst auf generelle Fragen ein, so z.B. danach, um was es sich bei einem Kanon überhaupt handelt, auf Kriterien für die Kanonisierung von Werken sowie die Funktion von Kanons. Darüber hinaus diskutiert sie die Kanondebatte der letzten Jahrzehnte, wie sie in den USA geführt wurde und konturiert daneben die Besonderheiten der europäischen Tradition eines nationalen ‚Bildungskanons' des Bürgertums. Anschließend widmet sich Fludernik (unter Bezugnahme auf Renate von Heydebrand, Simone Winko und Joanna Russ) der Geschlechterthematik. Wie sie zeigt, sind es in erster Linie die traditionellen „‚großen' Kanons der Welt- und Nationalliteraturen", in denen Autorinnen unterrepräsentiert sind. „Ab dem 20. Jahrhundert sind" dagegen, so Fludernik, „Frauen vermehrt im Kanon vertreten, und in den ethnischen und postkolonialen Literaturen haben sie nach anfänglicher Diskriminierung mittlerweile beinahe gleichrangige Behandlung erreicht." Diesen Befund unterstreicht Fludernik, indem sie auf die postkoloniale, die afro-amerikanische und die anglo-indische Literatur eingeht.

Angesichts des Ausschlusses von Frauen aus dem traditionellen Kanon zeigt Fludernik drei mögliche Strategien auf: Erweiterung, Alternativ-Kanons sowie eine Dekonstruktion oder auch Negierung des bestehenden Kanons. Dabei handelt es sich um Strategien, die Fludernik nicht nur angesichts der Kategorie Geschlecht als sinnvoll erachtet. Um die ‚Gemachtheit' von Kanons zu unterstreichen, ließe sich, wie Fludernik ausführt, so z.B. vergleichen „welche Werke der Renaissance um 1700 und um 1800 im hohen Kurs standen". Abschließend spricht sie sich jedoch dafür aus, das Thema ‚Kanon' einfach „zu ignorieren und sich über anregende, interessante und stilistische Literatur von Frauen aus allen Literaturen zu freuen, bzw. die Produktion solcher Werke zu fördern", dabei aber nicht zu übersehen, „dass es auch einige herausragende Texte von Männern gibt".

Die Züricher Anglistin **Elisabeth Bronfen** rückt das traumatische (Nicht-)Erinnern sowie das „psychisch sinnvolle" Vergessen ins Zentrum ihrer Auseinandersetzung mit drei in der ‚Traumfabrik Hollywood' produzierten Filmen. Bronfen fragt danach, „wie das Durcharbeiten von Trauma als Akt des Vergessen inszeniert werden kann, damit überhaupt eine das Weiterleben fördernde Erinnerung entstehen kann".

In *The Others* (2001), *Femme Fatale* (2002) und *In the Cut* (2003) begegnen den Zuschauenden Filmheldinnen, die allesamt „explizit als Schlafende und Träumende eingeführt oder inszeniert" werden. Alle drei müssen „ins Dunkel der Verdrängung vordringen, um dort den Kern, der alle Fantasiearbeit am Nabel des Traums zusammenhält, aufzudecken." Bronfen zufolge kommt diese „Selbstsuche … einer Erinnerungsreise gleich, an deren Kern ein selbstzerstörerischer Genuss von Gewalt liegt". Durch das in allen drei Filmen inszenierte „mündige[ ] Aufwachen" der Heldinnen wird allerdings gleichzeitig ein „Ausweg aus der Gewalt" entworfen.

Die Verbindung von Traum und Trauma kommt dabei nicht von ungefähr: Die exzessive Reizüberflutung des Traumas, „dieses Zuviel, diese Wunde, diese Verletzung, dieser Einbruch" wird, so Bronfen, im Traum „als affektive Erinnerungsspur

zum Ausdruck“ gebracht. Das Trauma könne also überhaupt „nur nachträglich, als nachwirkendes und nacherzähltes Träumen begriffen werden.“ Allen drei Filmheldinnen werde „die Unmöglichkeit, den traumatischen Tod bewusst zu erfahren, durch das Betreten eines anderen Schauplatzes“ ermöglicht. Dabei fungiere einerseits der Traum als Ort, an dem das Trauma in „Erinnerungsbilder“ übersetzt werde und so nach dem Aufwachen „im psychischen Leben der Heldinnen (…) keine Macht mehr“ habe. Bronfen versteht die „traumatischen Träume der drei Filmprotagonistinnen als eine vom Licht vergangener Tage erhellte Nachtreise …, ihr Aufwachen hingegen als eine Anerkennung ihrer eigenen Verantwortung“. Andererseits stellen der Film und das Kino „eine halluzinatorische Zwischenwelt dar“. Die „Veräußerung des Unbewussten“ der Filmheldinnen bedeute gleichzeitig auch eine „Reflexion über die Medialität von Kinobildern“, die die „Nähe der Sprache des Kinos zu der des Traums“ offenbare. So tragen alle drei Filme eine „Erinnerungsschicht“ an frühere Versionen der Gattung Film in sich, erinnern „Genrekonventionen“, um sich „gleichzeitig dezidiert von diesen ab[zusetzen].“

Leslie Morris, die Leiterin des *Center for Jewish Studies* an der Universität Minneapolis, nähert sich in einer eigens für diesen Band angefertigten Übersetzung der Erinnerung des Traumas von einer anderen Seite: Sie untersucht die Beziehung zwischen jüdischer Erinnerung, Diaspora und Geschlecht anhand zeitgenössischer Beispiele aus der nordamerikanischen Körper- und Performance-Kunst.

Auf der Grundlage von Cixous’ „Stigmatext“ fragt Morris danach, wie „ ‚abweichendes‘ Jüdischsein“ als eine „jüdische Subjektivität am Rande“ dargestellt werden kann. Als Referenzpunkte dienen Morris dabei u.a. der mit Holocaust-Bildern tätowierte Körper Marina Vainshteins, Hagit Molgans Installation aus Bedikah-Tüchern, die eine feministische Kritik an „rituellen Reinheits- und Menstruationsgesetze[n]“ darstellt, sowie der Brauch jüdisch-orthodoxer Frauen Perücken zu tragen. Vainshteins tätowierter Körper stelle dabei insofern ein Paradoxon „im diasporischen Bewusstsein“ dar, als dass er einerseits als „körperliche[ ] Ausstellung der Erinnerung an den Holocaust“ und quasi als „Zeuge der Verspätung des Traumas“ gelesen werden könne. Gleichzeitig werde dieser Körper jedoch erst „durch eine Hinwendung zu Praktiken, die gegen das jüdische Gesetz verstoßen“, explizit als ‚jüdisch‘ erkennbar. Morris hinterfragt die „Fiktion der ‚Vollständigkeit‘ “ kritisch, die die junge Generation der ‚*modified Jews*‘ in der Hinwendung zum Tätowieren als „Akt des jüdischen Glaubensbekenntnisses“ zu sehen scheint. Nach einem kurzen Abriss zur ‚Geschichte der Tätowierkunst‘, zu deren künstlerischen Vorläufern und zur Konzeptkunst, fragt Morris schließlich danach, worin „das vermeintliche Transgressionspotenzial“ des Phänomens „Jews and tattoos“ bestehen, und ob dessen Aufkommen „das frühere Paradigma der nationalistischen, militaristischen, männlichen Konnotation von Tätowierungen“ verändern könne.

Beim Vergleich von Tätowierungen mit dem Tragen von Perücken kommt Morris zu folgendem Schluss:

> [Die] Linie zwischen Realem [d.h. echtem Haar] und Simulacrum [d.h. Perücke], der „tefach", enthält das gleiche Potenzial zur Übertretung wie die ‚unverschämte' Tätowierungskunst lesbischer *Punk-Performance*-Künstlerinnen (…). Obwohl sozial sanktioniert, spielt der „tefach" bewusst mit den Grenzen zwischen Ich und Kunstprodukt, Sinnlichkeit (…) und Sittlichkeit, Realem und Simulacrum sowie mit den Grenzen zwischen dem ‚natürlichen' jüdischen Körper und dem jüdischen Körper als Text, Midrasch, Konstruktion.

Der Beitrag von **Nicolas J. Beger**, der in Brüssel für NROs[41] tätig und Direktor des *European Peacebuilding Liaison Office* ist, referiert ebenfalls auf das Konzept der Diaspora. Beger charakterisiert transsexuelles Erinnern, Erfahren und Erleben als Leben in der Diaspora, „die kein Zwischenstadium ist, sondern ‚der Anfang, das Ende und der Weg' " zugleich. Dass der Weg zu einer vollwertigen Trans-Subjektivität durch bisher unauflösbare Verwicklungen von individuellem Erfahren und Empfinden mit „gesellschaftlichen, medizinischen und juristischen Vorgaben, Normen und Interpretationen" erschwert wird, veranschaulicht Beger in seiner Auseinandersetzung mit dem Transsexuellengesetz. Das Gesetz, so Beger, „vergibt individuelle Rechte", jedoch versäumt es, die „rechtliche Etablierung diskriminierender Strukturen anzusprechen". Die Gleichheit, die Transsexuelle durch Gutachten, Namensänderungen, Operationen etc. zu erreichen angeboten wird, könne deshalb unter den bestehenden Voraussetzungen nie mehr sein als „eine Falltür, die derjenigen der lesbisch-schwulen Identitätspolitik nicht ganz unähnlich ist: eine Gleichheit, die genau das binäre System bestärkt, durch das die Ungleichheit eigentlich entstand." Gleichzeitig übt Beger aber auch Kritik an einer *queer theory*, die Transsexuelle als „Komplizen der Medikalisierung" diffamiert, während sie das Subversionspotenzial von *transgendern* zelebriert.

Durch den anschaulichen Vergleich von Geschlechtergrenzen mit Staatsgrenzen und den jeweils zu erlangenden ‚BürgerInnenrechten' macht Beger deutlich, dass

> [d]ie Möglichkeit, eine Person zu werden, die sexuell und geschlechtlich sein kann, … die gleiche Möglichkeit [ist] wie jene, eine Person zu werden mit BürgerInnenrechten. (…) BürgerInnenschaft ist wiederum an die Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit gebunden.

In diesem System dürfe niemand „uneindeutig sein, weil er/sie sonst niemals zu einem ‚echten' Menschen werden kann, einer Person die BürgerIn wird". Beger schlägt deshalb vor, sich der Frage des „Begehren[s], materiell-körperliche Veränderungen herbeizuführen", von zweierlei Seiten zu nähern: erstens, einer „rechtlich-politischen" und zweitens durch „neue Formen der Erinnerung und des Erzählens", die mit einer „Wertschätzung und Anerkennung der ‚diasporischen Erfahrung' verbunden" sind.

Grenzerfahrungen und -verschiebungen anderer Art werden im Beitrag der Freiburger Soziologin **Nina Degele** thematisiert. Einzelinterviews und Gruppendiskussionen mit Müttern, Hebammen, SportlerInnen und SM-Praktizierenden

auswertend, fragt Degele nach Bedeutungen und Funktionen von Schmerz sowie deren Kopplung an die Kategorie Geschlecht. Vor dem theoretischen Hintergrund der Konzepte der „Dethematisierung von Geschlecht“ und des „*undoing gender*“ zeigt sie, dass Schmerz als „Grenzerfahrung [fungiert,] die Aufschluss über die eigene soziale Positionierung und Identität in der Gesellschaft gibt“. Allen befragten Gruppen ist gemein, dass der jeweils empfundene Schmerz für sie im erinnernden Nachhinein eine positive, sinnhafte Erfahrung darstellt: so z.B. als Quelle neuen Selbstbewusstseins, als Erkennen der eigenen Leistungsfähigkeit, als „Leistungssteigerer“ oder als „Lustquelle der Transzendenz“.

Bei der Schmerzbewältigung kommen Degele zufolge bei allen untersuchten Gruppen drei Dimensionen zum Tragen: die Physis, die Psyche und das Soziale. Allen gemein ist außerdem, dass der Schmerz an sich „nicht das eigentliche Ziel“ darstellt, die AkteurInnen ihn „für das jeweilige Ziel aber (mehr oder weniger gern) in Kauf nehmen“. Die Autorin hält fest, dass über die Gemeinsamkeit der Schmerzerfahrung „Beziehungen konstruiert“ werden und Schmerz sich als „*Erinnerungsgenerator*“ ausmachen lässt.

Was jedoch lässt sich über die Verbindung von (erinnertem) Schmerz und Geschlecht sagen? Hier scheinen deutlichere Unterschiede zwischen den befragten Gruppen zu bestehen. So gilt für die Hebammen, dass „Mütterlichkeit in diesem Beruf das zentrale Thema ist“ und die „berufliche Kompetenz … stark auf Biologie fokussiert“, während TriathletInnen ihre Disziplin als „geschlechtergerechte Sportart“ gerieren. Dass das (vordergründige) Ausbleiben einer Geschlechtszuschreibung *nicht* automatisch bedeutet, „dass Geschlecht irrelevant ist“, zeigt das Beispiel der Geburt: Diese sei „schon so eindeutig geschlechtlich markiert, dass hier der Verweis auf Weiblichkeit/Geschlecht überflüssig zu sein scheint. Geschlecht wird hier in seiner Selbstverständlichkeit irrelevant, mit dem Erinnern an Schmerz vergessen“. So kommt Degele zu dem Schluss, dass das Vergessen des Geschlechts in der Erinnerung des Schmerzes „umso einfacher möglich [wird], je körpernäher die Schmerzerfahrung stattfindet“.

Im Aufsatz der germanistischen Literaturwissenschaftlerin **Franziska Schößler** ist noch einmal der Themenkomplex ‚Erinnern und Film‘ Gegenstand des Interesses. Anhand zweier Filme von David Lynch zeigt die Autorin „im Anschluss an die dekonstruktivistische Memoria-Theorie“, dass Erinnerung in den ausgewählten Beispielen als „autopoietischer Akt“ fungiert.

Lost Highway (1996) und *Mulholland Drive* (2001) brechen „radikal mit der narrativen Konvention, die Einheit der Figuren zu wahren, eine auf Kausalität und Finalität basierende Geschichte zu erzählen und als Kontinuum zu gestalten.“ Die Filme dekonstruieren Genres wie das des *Film Noir* und Geschlechterrollen wie die der *femme fatale*, indem sie sich verweigern „die projektive Struktur der aufgerufenen Weiblichkeitsrepräsentationen“ widerzuspiegeln. Beide Filme befragen „Erinnerung als Medium der Identitätsbildung in fundamentaler Weise“, thematisieren „das zentrale Sujet Erinnerung auch auf der Metaebene“ und fordern die

Zuschauenden dazu auf, sich ständig auf vergangene Szenen berufend, erinnernd zu rezipieren. Allerdings produziere diese „vergleichende Lektüre (…) keine lineare Geschichte", sondern offenbare den Akt des Erinnerns als einen, der keine „Einheit oder … Kontinuität zwischen Vergangenheit und Gegenwart herstellt, sondern ganz im Gegenteil Heterogenität produziert."

Schößler arbeitet heraus, dass *Lost Highway* und *Mulholland Drive* nicht nur „in einem umgekehrten Spiegelverhältnis zueinander" stehen, sondern dass in beiden Filmen unterschiedliche Erinnerungskonzeptionen aufgezeigt werden: Während in *Lost Highway* die Figuren „in ihrer egomanischen Welt isoliert bleiben", wird Erinnerung in *Mulholland Drive* als „kollektiv-dialogischer Akt" inszeniert, der „nicht biografisch auf das Individuum beschränkt" ist. Erinnern finde hier „in einem sozialen Netzwerk statt, in dem vergangene Ereignisse gemeinsam erlebt und Eigenes und Fremdes überlagert werden." Lynchs Filme zeigen, was auch für die von Elisabeth Bronfen analysierten Filmbeispiele galt: dass das behandelte Medium „die Vergangenheit, die [es] erinnert" in der Erinnerung konstruiert und so auf einer Metaebene „die Erinnerungsstruktur des Mediums selbst, die sich aus einer bestimmten Perspektive durch Kollektivität und Konstruktivität auszeichnet, zu ihrem Inhalt" macht.

Im Beitrag des aus den Sozialwissenschaften stammenden Männer-Forschers **Hans-Joachim Lenz** spielt ‚Geschichte' dann wieder eine wichtige Rolle. Gegenstand ist das Erinnern deutscher (nicht-jüdischer) Männer, damals überwiegend noch Kinder, an Erfahrungen von Verletzbarkeit und Verletzung („Gewaltwiderfahrnisse") im Kontext des Zweiten Weltkrieges. Die Daten, auf die Lenz dabei zurückgreift, gehen auf die vom *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* 2002 in Auftrag gegebene repräsentative Pilotstudie „Gewalt gegen Männer" zurück, an der der Autor maßgeblich beteiligt war. Ziel dieser Auftragsstudie (die mit der ähnlich ausgerichteten Studie „Gewalt gegen Frauen" korrespondiert) war zunächst die Erfassung der Gewalterfahrung von Männern im häuslichen wie im außerhäuslichen Bereich. Kriegserinnerungen, die im Rahmen der Studie einem von fünf „Gewaltfeldern" zugeordnet und als „Im Krieg, beim Militär und während der Wehrpflicht" gelabelt wurden, tauchten dabei eher unerwartet als ein überraschend präsentes Thema auf.

Wie Lenz herausarbeitet, wurden diese Erfahrungen von den Betroffenen lange Zeit nicht erinnert und vor allem auch nicht erzählt, da sowohl Verletzbarkeit als auch der Begriff des ‚Opfers' bis heute als weiblich konnotiert gelten. Die Aussagen der befragten Männer zu ihren Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg nimmt Lenz deshalb als Ausgangspunkt für „geschlechtertheoretische Reflexionen zu Männlichkeit und Krieg". Wie er betont, lässt sich an diesen Aussagen darüber hinaus aber auch „exemplarisch (...) der Umgang mit ‚Verletzungsoffenheit' von Männern in den männlichkeitsdominierten Verhältnissen" generell aufzeigen. Die Verhältnisse im Krieg stellten nämlich „zugleich ein[en] Ausdruck und ein[en] Spiegel der Zivilgesellschaft" dar:

> Das Bild des soldatischen Mannes drückt als Spiegel der spezifischen Kultur das jeweils vorherrschende Männlichkeitsverständnis aus. Die Struktur von Über- und Unterordnung des Systems der hegemonialen Männlichkeit fokussiert sich im Militär.

Wie Lenz ausführt, stellt „das Aufdecken der bislang weitgehend verborgenen männlichen Verletzbarkeit“ eine Möglichkeit dar, die hegemoniale Geschlechterordnung subversiv infrage zu stellen: „Die Gewalt gegen Männer zu thematisieren, indem ihre Verletzlichkeit aufgezeigt wird, bedeutet den allgegenwärtigen Mythos der Unverletzlichkeit von Jungen und Männern zu dekonstruieren.“ Im abschließenden Unterkapitel spricht sich Lenz dafür aus, den „noch nicht erfassten Einfluss des letzten Krieges (...) in weiterführenden Studien genauer“ zu untersuchen, „indem explizit (und nicht nur zufällig) auch nach der Wirkung des Krieges für Männer und Frauen gefragt“ werde.

Wie präsent gesellschaftliche Geschlechterklischees auch in der alltäglichen Mediennutzung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind, veranschaulichen die Freiburger Medienpädagogen **Sven Kommer** und **Ralf Biermann** in ihrer vergleichenden Auswertung der ‚Medienbiografien‘ von NeuntklässlerInnen der Haupt- und Realschule mit jenen von Studierenden der Pädagogische Hochschule Freiburg. Wiederum entstammen die ausgewerteten Daten einer aktuellen Studie („Medienbiografien mit Kompetenzgewinn“) bei der, so die Autoren, der „Prozess des Erinnerns (…) zunächst einmal nicht im Mittelpunkt der Untersuchung“ stand. Dennoch lasse sich aus dem angewandten „Methodenmix“ aus leitfadengestützten Interviews, Videomitschnitten und der Analyse der von SchülerInnen und Studierenden erstellten Präsentationen der Schluss ziehen, dass „Erinnerungen heute immer auch zumindest medial durchdrungen – wenn nicht gerade medial formiert – sind.“

Dies bestätigt sich für beide untersuchten Gruppen, obwohl deren Mediennutzung und mediale Ausstattung häufig divergieren. Während für Studierende der „Kauf einer Satellitenschüssel (…) nicht selten als relevanter Einschnitt innerhalb der eigenen Medienbiografie“ begriffen wird, können die SchülerInnen eine Zeit ohne Fernseher, Kabel- und Satellitenprogramme gar nicht mehr erinnern. Für beide Gruppen ist der „Umgang mit dem Computer … zur Normalität“ geworden. Allerdings bestünden hier, wie auch z.B. beim Handy- und Internetgebrauch, Unterschiede im Umgang mit dem Medium: Während bei den SchülerInnen eine „hedonistische, spaßorientierte Umgangsweise dominiert“, stehe bei den Studierenden die Nutzfunktion „als Werkzeug“ im Vordergrund. Zudem entwickelten letztere einen „kritischen Blick auf die neueren Medien“ bei dessen Ausformung u.a. die „Medienerziehung der Eltern … eine wichtige Rolle“ spiele.

In dem erinnerten bzw. beschriebenen Mediengebrauch lassen sich außerdem „die gesellschaftlichen Klischees von männlichen und weiblichen Rollen geradezu idealtypisch wieder finden.“ Jungen und junge Männer durchforsten virtuelle

Computerspielwelten, Mädchen und junge Frauen kommunizieren via *Chatroom* und E-Mail. Ebenso scheint die „Gestaltung der multimedialen Präsentationen (…) einem dichotomen ästhetischen Code“ zu unterliegen: Dominieren in den „Mädchenwelten“ Pink-Töne, „digitale Schmetterlinge, … rote Herzchen und (…) süße Babys“, so sind es in den ‚Jungenwelten‘ dunkle Farben (schwarz, blau, grün) und „technische Extravaganzen“. Für beide Geschlechter wie Altersgruppen lässt sich demnach auf der Grundlage ihrer Erinnerungen sagen, dass sie sehr stark „dem heteronormativen Modell verhaftet sind.“

Die Traumatisierung durch den Zweiten Weltkrieg, die im Mittelpunkt des Beitrags von Hans-Joachim Lenz stand, begegnet uns im germanistischen Aufsatz der Freiburgerin **Ursula Elsner** noch einmal. Auf der Grundlage des Vergleichs ausgewählter Texte von Anna Seghers und Christa Wolf konstatiert Elsner eine „gemeinsame, aufeinander sich beziehende Erinnerungsarbeit und damit [eine] literarische Wahlverwandtschaft“. Diese „Erinnerungsarbeit“ offenbare sich im ‚unkonventionellen Erzählen‘ beider Autorinnen.

Seghers’ autobiografisch gefärbte Novelle *Der Ausflug der toten Mädchen* (1948) sei, so Elsner, gekennzeichnet durch eine „apokalyptische Todesvision“. Leitmotivisch tauche in der personalen Ich-Erzählung immer wieder ein „Nicht-genau-Wissen, Staunen, Sich-Wundern und Fragen“ auf, das „kennzeichnend für die Traumkonzeption der Novelle“ ist. Der „Übergang von der Binnen- in die Rahmenerzählung“ kennzeichne „das Erwachen der Erzählerin aus dem Albtraum“, „erlebendes und erzählendes Ich“ verschmelzen. Ähnliches beobachtet Elsner in Wolfs *Kindheitsmuster* (1976): Dort vermischen sich „mehrere Zeit- und Handlungsebenen“, und „metafiktionale Elemente“ sowie ein „assoziativer Gedankenstrom“ tragen zu der Erkenntnis bei, dass sich in Wolfs Text „Vergangenheit … nicht auf kurzem Weg erschließt, weil innere und äußere Tabus den Zugang zu ihr blockieren“. Elsner kategorisiert *Kindheitsmuster* als ein „Erinnerungsbuch“ und somit als „bewusste[n] Gegenentwurf zu dem von Wolf kritisierten Typ des ‚Wandlungsromans‘ “. Wolfs Erzählstil, der durch das „Verfahren der subjektiven Authentizität“ gekennzeichnet ist, ließe sich demnach im Gegensatz zu dem des Wandlungsromans als „reflektierend, d.h. fragend, sich wundernd, nachdenkend, die anderen befragend, abschweifend, assoziierend usw.“ charakterisieren.

Die Wichtigkeit Seghers’ und Wolfs im Rahmen der Überlegungen zu ‚Erinnern und Geschlecht‘ bestehe folglich darin, dass die Autorinnen einen ‚Wandlungsprozess im Erzählen‘ mit angestoßen hätten. Beide stünden für „das Ernstnehmen der subjektiven Seite des Geschichtsprozesses, das Misstrauen gegen (literarische, politische, feuilletonistische) Verallgemeinerungen und Vereinfachungen, die Beteiligung der Leserinnen und Leser am Prozess der Wahrheitsfindung.“

Die ebenfalls aus Freiburg stammende Literaturwissenschaftlerin **Meike Penkwitt** widmet sich den ‚Erinnerungstexten‘ der deutschsprachigen Schweizer Autorin Erica Pedretti, die nach Kriegsende als 15-Jährige aus Mähren (in der damaligen

Tschechoslowakei) vertrieben wurde. Penkwitt arbeitet in ihrer Auseinandersetzung mit den Texten Pedrettis heraus, dass sich in Bezug auf diese ‚Erinnerungstexte' auf unterschiedlichen Ebenen von einem Oszillieren zwischen Performanz und Referenz sprechen lässt: Zum einen hinsichtlich der Schreibweise Pedrettis, in der sie den Erinnerungsprozess ausdrückt, darüber hinaus aber auch hinsichtlich des Textstatus und in der konkreten Charakterisierung von Erinnerungsprozessen. Ihren Performanzbegriff orientiert Penkwitt dabei am vielschichtigen Performanz-Konzept der Berliner Theaterwissenschaftlerin Erika Fischer-Lichte. Beim Begriff Referenz rekurriert sie auf das von Aleida Assmann zurückgehende Konzept der „Stabilisatoren der Erinnerung" (Gegenstände, Orte, Symbol/Narrativisierung und Traumata), die diese ausgehend von der Kritik an der verbreiteten „These von der totalen Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit des Gedächtnisses als zu pauschal" entwickelt.

Anschließend reflektiert Penkwitt das Oszillieren der Erinnerungstexte Erica Pedrettis zwischen Performanz und Referenz vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Autobiografieforschung, in der die Kategorie ‚Autofiktion' zentral steht, und führt die von ihr verwendete Kategorie ‚Erinnerungstexte' ein. Abschließend schlägt sie von der hybriden Textform einen Bogen zum postmodernen Subjektbegriff sowie zum schwierigen Thema ‚Flucht und Vertreibung', d.h. der Zwangsmigration der Deutschen am Ende des Zweiten Weltkrieges. Dieser Gegenstand nimmt immer wieder eine zentrale Stellung in Pedrettis Erinnerungstexten ein.

Der Prozess des Erinnerns als performativer Akt ist auch in den Ausführungen der Romanistinnen **Claudia Gronemann** und **Cornelia Sieber** Thema, die den autobiografischen Selbstentwürfen der lateinamerikanischen Autorinnen Margo Glanz, Gloria Anzaldúa und Margarita Mateo als „rhizomatischen Überschreibung[en] und Umschreibung[en] kultureller Erinnerung" nachgehen. Dabei konzentrieren sich Gronemann und Sieber auf die in den Texten der drei genannten Autorinnen praktizierten, jeweils unterschiedlichen Strategien „dezentralen Schreibens" sowie der Sinnstreuung, mit denen sich diese nicht nur gegen das traditionelle autonome und selbstbewusste Ich westlicher Autobiografien richten, sondern auch gegen den Stil des ‚Testimonio' (das „primär die Einbindung des erzählenden Ich in seine sozialen und kulturellen Zusammenhänge" betont) – einer Ausformung der Autobiografie die als ‚typisch lateinamerikanisch' gilt. Bei Margo Glanz, so arbeiten die beiden Romanistinnen heraus, ist es vor allem der „familiäre[ ] Erinnerungsprozess, der sich in rhizomatische Erinnerungsspuren verästelt", während bei Gloria Anzaldúa der „Umgang mit verschiedenen, sich überlagernden kulturellen Mustern (...) zu einem rhizomatisch operierenden Gedächtnis und Denken führt". Bei Margarita Mateo schließlich, so führen Gronemann und Sieber aus, stehe „die Überlagerung von öffentlicher Sphäre, Arbeitswelt und privatem Raum im Mittelpunkt". Die auf unterschiedliche Weise entstehende Heterogenität werde dabei keineswegs als etwas inszeniert, das „behoben werden muss", sondern vielmehr als Chance, die es nicht zuletzt auch ermögliche, „Geschlechterrollen als Identitätsmasken zu entlar-

ven und sich im Rahmen neuer Vorstellungen von Identität(en) als stets temporäre und heterogene Setzungen zu entwerfen“.

Die Auseinandersetzung mit autobiografischem Erinnern – konkreter: mit dem autobiografischen Gedächtnis – aus der Perspektive der Kognitions- und Neurowissenschaften steht im Zentrum des Aufsatzes von **Anna Strasser**. Das autobiografische Gedächtnis, also „die Fähigkeit des Menschen, sich an Fakten und Erlebnisse, die ihn selbst betreffen, zu erinnern“, ist unmittelbar mit der Identität und dem Selbstbild des jeweiligen Menschen verbunden. In ihrem Beitrag geht Strasser zuerst auf Gedächtnismetaphern ein, die sie in zwei Kategorien unterteilt: zum einen Speichermetaphern, die „Gedächtnisinhalte quasi [als] klar beschreibbare Entitäten wie Vögel, Teile eines Schatzes oder … Abdruck von etwas“ repräsentieren und somit „die Beschreibung des konstruktiven Charakters von Erinnerung“ verhindern. Die zweite Art der Metaphern hebt eben diesen konstruktivistischen Aspekt des Erinnerns hervor, indem sie „Erinnern als Prozess illustrier[t]“.

In den Kognitions- und Neurowissenschaften wird zur Klärung der Frage der Repräsentation von Gedächtnisinhalten u.a. die Schemata-Theorie herangezogen. Für das autobiografische Gedächtnis seien dabei v.a. die „emotionalen Schemata“ von besonderer Bedeutung. Diese seien u.a. „durch das Rollenverständnis einer Person geprägt (…). Das Selbstbild einer Person färbt ihre Erinnerung, genauso wie die Geschlechterrolle an der Ausprägung bestimmter Schemata beteiligt ist“. Strasser veranschaulicht anhand ausgewählter Studien, dass zwischen autobiografischem Erinnern von Männern und Frauen „experimentell Unterschiede nachzuweisen sind“. Sie macht allerdings auch explizit darauf aufmerksam, dass dies keineswegs als Beweis dafür herhalten könne, „dass dieser Unterschied ein biologischer oder gar angeborener sei“. Folgt man Strassers Ausführungen, so können „Geschlechterunterschiede bei Untersuchungen zum autobiografischen Gedächtnis … ebenso mit kulturellen Schemata erklärt werden“. Es dürfen also „kulturelle Einflüsse“ nicht vernachlässigt werden. Die „spannenden Fragestellungen“ beschäftigen sich Strasser zufolge deshalb auch „mit der Genese dieser Differenz“, also dem *Wie* der Entstehung geschlechtsspezifischer Unterschiede. Um diesem *Wie* auf die Spur zu kommen, appelliert Strasser wiederholt an die Stärken einer interdisziplinären Forschung.

Nicht nur die Situation in der erinnert wird, formiert Erinnerungsinhalte; ganz entscheidend sind daran auch die Vorgeschichte und auch die Nachgeschichte der jeweiligen erinnerten Erlebnisse beteiligt, so macht **Loretta Walz** in ihren Ausführungen deutlich. In den lebensgeschichtlichen Videointerviews die die Regisseurin, Autorin, Filmproduzentin und Dozentin für Filmproduktion, mit den Methoden der *Oral-History* seit mittlerweile gut 25 Jahren mit Überlebenden (186 Frauen und 14 Männern) der Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück sowie Moringen und Lichtenburg führt, fokussiert sie deshalb nicht ausschließlich auf deren Erinnerungen an die Zeit im Lager. Stattdessen macht Walz das „ganze Leben“ ihrer

InterviewpartnerInnen zum Thema. Wie Walz ausführt (und auch in ihren Filmen vor Augen führt), waren deren Wege ins Lager genauso vielfältig, wie danach die Wege zurück ins Leben.

Im vorliegenden Aufsatz berichtet Loretta Walz über die Entwicklung ihrer Arbeit von der ersten Begegnung mit Überlebenden (1980) bis zur Verleihung des Adolf Grimme-Preis im Frühling 2006 für den auf ihre langjährige Arbeit zurückgehenden Dokumentarfilm *Die Frauen von Ravensbrück*. Wie Walz deutlich macht, veränderten sich in diesem langen Zeitraum nicht nur ihre Arbeitsbedingungen – so konnte sie erst nach der Wende zunehmend auch Frauen in Osteuropa interviewen. Die Veränderungen gesellschaftlicher Rahmenbedingungen wirkten sich auch auf die von ihren Gesprächspartnerinnen geschilderten Erinnerungsinhalte aus. „Anerkennung und Würdigung der Verfolgung", so Walz, „machten es leichter Demütigungen zu schildern". Das Selbstbewusstsein der Opfer wuchs durch die öffentliche Verurteilung von NS-Verbrechen. Die Ausführungen Walz' machen deutlich, wie das individuelle Erinnern durch das kollektive Gedächtnis geprägt wird. So führt Walz weiter aus:

> Die Vermittlung von NS-Geschichte in den Schulen half den Verfolgten eine eigene Position innerhalb der Geschichte zu finden. Bestätigung der persönlichen Erinnerungen durch Berichte anderer schuf Vertrauen in die eigene Erfahrung.

Die Vermischung von Erinnerungen an eigene Erlebnisse mit im Nachhinein Erfahrenem interpretiert Walz als eine Strategie, das (eigentlich) ‚Unsagbare' dennoch zu sagen. Abschließend reflektiert Walz die Notwendigkeit eines gegenseitigen Vertrauens zwischen Interviewerin und Interviewpartnerin für eine produktive Zusammenarbeit:

> Was mich, wie ich meine, zu dieser langjährigen Arbeit befähigt hat, ist, dass ich von dem Grundsatz ausgehe, dass nichts, was mir erzählt wird, unwahr ist. Sollte es dennoch nicht dem tatsächlichen Geschehen entsprechen, gibt es einen Grund. (...) In der Sammlung sollte die subjektive Wahrheit dokumentiert werden, auch wenn sie nicht immer den historischen Geschehnissen entspricht.

Die Kluft zwischen den ‚tatsächlichen' Geschehnissen aber auch dem, wie diese zunächst (durchaus auch subjektiv) erlebt wurden, und der rückblickenden Erinnerung an diese Geschehnisse und Erlebnisse ist im kurzen (literarischen) Text der Autorin **Erica Pedretti**, der den Aufsatzteil des Bandes abschließt, ein zentrales Thema. In „So hatte ich mir das eigentlich nicht vorgestellt" geht es um schmerzhafte Erlebnisse, die im Nachhinein schnell nicht mehr in ihrer schmerzhaften Intensität erinnert werden. Anders als in den von Penkwitt besprochenen ‚Erinnerungstexten' Erica Pedrettis beziehen sich die Erinnerungen hier jedoch nicht auf ‚historische Ereignisse'. Stattdessen nimmt die Schweizer Autorin noch einmal das Thema ‚Gebärschmerzen' auf, das auch in den Ausführungen der Soziologin Nina

Degele ein wichtiger Gegenstand war. Der Text bringt dabei die Verwunderung über das baldige Verblassen der Erinnerung an diese Schmerzen zum Ausdruck. So reflektiert die Ich-Figur des Textes abschließend verallgemeinernd, dass Schmerzen (im schmerzfreien Zustand) nicht nur nicht vorstellbar sind, sondern vor allem auch nicht erinnert werden können (ein Gedanke, der auch bereits in Pedrettis Roman *Valerie oder das unerzogene Auge* von 1986 auftauchte): „Wer kann sich Schmerzen überhaupt vorstellen? Niemand. Noch nicht einmal die eigenen Schmerzen kannst du richtig erinnern. Sonst hätte ich wahrscheinlich nicht fünf Kinder geboren."

Zwischen den Aufsätzen sind auch in diesem Band wieder Fotografien der Musen im Kollegiengebäude III der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg angeordnet, deren unfreiwillige Reise an diesen Ort die Künstlerin Bettina Eichin in ihrem Beitrag im ersten Band zu *Erinnern und Geschlecht* beschreibt. Auch in der vorliegenden Aufsatzsammlung können die Musen als Verbindungslinien zwischen den einzelnen Disziplinen verstanden werden, die sich mit dem Themenkomplex ‚Erinnern/Gedächtnis (und Vergessen)' sowie der Kategorie Geschlecht auseinander setzen. Anders als in *Erinnern und Geschlecht, Band I* sind die Musenbilder dieses Mal jedoch explizit als ‚Begegnungen zwischen Muse und Mensch' gestaltet und können als Verweis auf Veränderungen und Verschiebungen aber auch die uneinholbare Andersheit der Vergangenheit im gegenwärtigen Erinnern gelesen werden.

Anmerkungen

1 Nicolas Pethes und Jens Ruchatz (Hrsg.): „Zur Einführung – anstelle der Stichworte ‚Gedächtnis' und ‚Erinnerung', in: Dies. (Hrsg.): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek bei Hamburg 2001, S. 5-19, S. 9.

2 Sabine Lucia Müller / Anja Schwarz: „Einleitung: Iterationen" (Arbeitstitel), in Dies. (Hrsg.): *Kontingente Iteration. Performativitätstheoretische Entsprechungen zwischen Erinnern und Geschlecht*, Göttingen 2008, (= *Quer*elles. *Jahrbuch für Frauen und Geschlechterforschung*, Band 18) – in Vorbereitung.

3 Clemens Wischermann: „Geschichte als Wissen, Gedächtnis oder Erinnerung", in: Ders.: *Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 1996, S. 55-85, S. 62.

4 Aleida Assmann: *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, S. 15.

5 Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992, S. 11.

6 Aleida Assmann: *Einführung in die Kulturwissenschaft: Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*, Berlin 2006, S. 179.

7 Vgl. auch: Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2005, S. 95.

8 Vgl. Aleida Assmann, München 1999, S. 16.

9 Vgl. z.B. Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, S. 7.

10 Vgl. Meike Penkwitt (Hrsg.): *Erinnern und Geschlecht, Band I*, Freiburg 2006 (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19), S. 2.

11 Sabine Lucia Müller / Anja Schwarz, Göttingen 2008.

12 Astrid Erll / Klaudia Seibel: „Gattungen, Formtraditionen und kulturelles Gedächtnis", in: Vera Nünning / Ansgar Nünning (Hrsg.): *Erzähltextanalyse und Gender Studies*, unter Mitarbeit von Nadyne Stritzke, Stuttgart/Weimar 2004, S. 190.

13 Meike Penkwitt, Freiburg 2006, S. 5.

14 Insa Eschebach / Sigrid Wenk (Hrsg.): *Gedächtnis und Geschlecht: Deutungsmuster in Darstellungen des nationalsozialistischen Genozids*, Frankfurt/M. 2002.

15 Vgl. auch die in unserem ersten Erinnerungsband erschienene Rezension zu dem Band: Eva Voss: „Gender Macht Geschichte", S. 341-343.

16 Maike Christadler / Christiane Keim / Marianne Koos / Daniela Mondini / Angela Rosenthal / Christina Threuter / Anja Zimmermann (Hrsg.): *Gender Memory: Repräsentationen von Gedächtnis, Erinnerung und Geschlecht*, Marburg 2005 (= *Frauen Kunst Wissenschaft*, 39).

17 Der *Call for Papers* sowie das Programm der Tagung ist in unserem ersten Erinnerungsband auf den Seiten 391-396 dokumentiert.

18 Aleida Assmann: „Geschlecht und kulturelles Gedächtnis", in: Meike Penkwitt (Hrsg.): *Erinnern und Geschlecht, Band I*, Freiburg 2006 (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19), S. 29-46.

19 Daneben taucht das Autobiografie-Thema aber durchaus auch im vorliegenden Band wieder auf.

20 Donald E. Polkinghorne: *Narrative Psychologie und Geschichtsbewusstsein*, in: Jürgen Straub (Hrsg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität 1*, Frankfurt/M. 1998, S. 12-45, S. 12.

21 Peter Burke: „Geschichte als soziales Gedächtnis", in: Aleida Assmann / Dietrich Harth (Hrsg.): *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Frankfurt/M. 1991, S. 289-304. Originalveröffentlichung: Ders.: „Historia as Social Memory", in: Thomas Butler (Hrsg.): *Memory. History, Culture and Mind*, Oxford 1989, S. 97-113.

22 Vgl. z.B. Jacques LeGoff: „Vorwort zur französischen Ausgabe von 1988", in: Ders.: *Geschichte und Gedächtnis*, aus dem Französischen von Elisabeth Hartfelder, Frankfurt/M. 1992 (französische Originalausgabe 1977), S. 11-15, S. 11.

23 Aleida Assmann, München 1999.

24 Ebd., S. 130-133.

25 Ebd., S. 130.

26 Friedrich Nietzsche: *Unzeitgemäße Betrachtungen, Band 2: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, in: *Sämtliche Werke: Band I*, S. 271, (Originalausgabe 1874).

27 Aleida Assmann, München 1999, S. 130.

28 Ebd., S. 132.

29 Sigrid Weigel: „Télescopage im Unbewussten. Zum Verhältnis von Trauma, Geschichtsbegriff und Literatur", in: Elisabeth Bronfen / Birgit R. Erdle / Sigrid Weigel: *Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster*, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 51-76, S. 51/52.

30 Lena Lindhoff: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart 1995, S. 148.

31 Vgl. Aleida Assmann, München 1999, S. 21.

32 Ebd., S. 249.

33 Ebd., S. 278.

34 Sowohl bei dem Begriff ‚écriture féminine' als dem des ‚französischen Feminismus' handelt es sich um Kategorien, die hier der Kürze wegen trotz ihres problematischen Stellenwertes verwendet werden. Verwiesen sei aber auf die überaus lohnenswerten Ausführungen von Ingrid Galster in: „Positionen des französischen Feminismus", in: Hiltrud Gnüg / Renate Möhrmann (Hrsg.): *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Stuttgart/ Weimar 1999, S. 591-602.

35 Lena Lindhoff: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart 1995, S. 148.

36 Elisabeth Bronfen, z.B. in: Dies: *Das verknotete Subjekt. Hysterie in der Moderne*, aus dem Englischen von Nikolaus G. Schneider, Berlin 1998 (Originalausgabe: New Jersey 1998) oder auch Dies.: „Shakespeares Geist und das Phantom des Kinos", in: http://www.bronfen.info/writing/archive/texts/2002_12_hamlet_film.html (Zugriff vom 26.4.2007).

37 Ebd.

38 Ebd.

39 Vgl. dazu auch Susanne Heynen: „Die Bedeutung subjektiver Theorien für Bewältigungsprozesse nach einer Vergewaltigung, in: Meike Penkwitt: *Erinnern und Geschlecht, Band I*, S. 117-143 (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19).

40 Hal Foster: *The Return of the Real: The Avant-Garde at the End of the Century*, Cambridge 1996. Eine ähnliche Funktion wie Traumata nimmt in den Ausführungen Fosters auch das Gefühl des Ekels ein.

41 NRO steht als Abkürzung für Nichtregierungsorganisation (siehe auch engl. NGO für *Non-Governmental Organisation*), also für Organisationen, die weder staatlich organisiert noch Gewinn bringend orientiert sind.

Literatur

Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.

Assmann, Aleida: *Einführung in die Kulturwissenschaft: Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*, Berlin 2006.

Aleida Assmann: „Geschlecht und kulturelles Gedächtnis", in: Meike Penkwitt (Hrsg.): *Erinnern und Geschlecht, Band I*, Freiburg 2006 (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19), S. 29-46.

Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992.

Bronfen, Elisabeth: *Das verknotete Subjekt. Hysterie in der Moderne*, aus dem Englischen von Nikolaus G. Schneider, Berlin 1998 (Originalausgabe: New Jersey 1998).

Bronfen, Elisabeth: „Shakespeares Geist und das Phantom des Kinos", in: http://www.bronfen.info/writing/archive/texts/2002_12_hamlet_film.html (Zugriff vom 26.4.2007).

Burke, Peter: „Geschichte als soziales Gedächtnis", in: Aleida Assmann/ Dietrich Harth (Hrsg.): *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Frankfurt/M. 1991, S. 289-304.

Christadler, Maike / Keim, Christiane / Koos, Marianne / Mondini, Daniela / Rosenthal, Angela / Threuter, Christina / Zimmermann, Anja (Hrsg.): *Gender Memory: Repräsentationen von Gedächtnis, Erinnerung und Geschlecht*, Marburg 2005 (= *Frauen Kunst Wissenschaft*, 39).

Erll, Astrid: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2005.

Erll, Astrid / Seibel, Klaudia: „Gattungen, Formtraditionen und kulturelles Gedächtnis", in: Vera Nünning/ Ansgar Nünning (Hrsg.): *Erzähltextanalyse und Gender Studies*, unter Mitarbeit von Nadyne Stritzke, Stuttgart/Weimar 2004, S. 180-208.

Eschebach, Insa / Wenk, Sigrid (Hrsg.): *Gedächtnis und Geschlecht: Deutungsmuster in Darstellungen des nationalsozialistischen Genozids*, Frankfurt/ M. 2002.

Foster, Hal: *The Return of the Real: The Avant-Garde at the End of the Century*, Cambridge 1996.

Galster, Ingrid: „Positionen des französischen Feminismus", in: Hiltrud Gnüg/ Renate Möhrmann (Hrsg.): *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Stuttgart/Weimar 1999, S. 591-602.

Heynen, Susanne: „Die Bedeutung subjektiver Theorien für Bewältigungsprozesse nach einer Vergewaltigung", in: Meike Penkwitt: *Erinnern und Geschlecht, Band I*, (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19), S. 117-143.

LeGoff, Jacques: „Vorwort zur französischen Ausgabe von 1988", in: Ders.: *Geschichte und Gedächtnis*, aus dem Französischen von Elisabeth Hartfelder, Frankfurt/M. 1992 (französische Originalausgabe 1977), S. 11-15.

Lindhoff, Lena: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart 1995.

Müller, Sabine Lucia / Schwarz, Anja: „Einleitung: Iterationen“ (Arbeitstitel), in: Dies. (Hrsg.): *Kontingente Iteration. Performativitätstheoretische Entsprechungen zwischen Erinnern und Geschlecht*, Göttingen 2008, (= *Quer*elles. *Jahrbuch für Frauen und Geschlechterforschung*, Band 18) – in Vorbereitung.

Nietzsche, Friedrich: *Unzeitgemäße Betrachtungen, Band 2: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, in: *Sämtliche Werke: Band I*, S. 271, (Originalausgabe 1874).

Penkwitt, Meike (Hrsg.): *Erinnern und Geschlecht, Band I*, Freiburg 2006 (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19).

Pethes, Nicolas / Ruchatz, Jens (Hrsg.): „Zur Einführung – anstelle der Stichworte ‚Gedächtnis‘ und ‚Erinnerung‘, in: Dies. (Hrsg.): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek bei Hamburg 2001, S. 5-19.

Polkinghorne, Donald E.: „Narrative Psychologie und Geschichtsbewusstsein“, in: Jürgen Straub (Hrsg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte Identität 1*, Frankfurt/M. 1998, S. 12-45.

Voss, Eva: „Gender Macht Geschichte“, in: Meike Penkwitt (Hrsg.): *Erinnern und Geschlecht, Band I*, Freiburg 2006 (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19), S. 341-343.

Weigel, Sigrid: „Télescopage im Unbewussten. Zum Verhältnis von Trauma, Geschichtsbegriff und Literatur“, in: Elisabeth Bronfen/ Birgit R. Erdle/ Sigrid Weigel: *Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster*, Köln/Weimar/Wien 1999.

Wischermann, Clemens: „Geschichte als Wissen, Gedächtnis oder Erinnerung? Bedeutsamkeit und Sinnlosigkeit in Vergangenheitskonzeptionen der Wissenschaft vom Menschen“, in: Ders.: *Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 1996, S. 55-85.